

Einleitung

Im Frühjahr 2017 betrat ich zum ersten Mal die »massive hellgraue Platte« im Randbezirk einer mittelgroßen ostdeutschen Stadt. Ich war zu der Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Forschungsprojekt zur Situation von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in der stationären Kinder- und Jugendhilfe und hospitierte in einer Einrichtung zum Aufbau von Feldkontakten für das Projekt (Thomas, Sauer & Zalewski 2018). Enis lebte in dieser Einrichtung zusammen mit seinem jüngeren Cousin Mervan, seit sie gemeinsam im »langen Sommer der Migration« (Hess et al. 2016) aus Syrien nach Deutschland geflüchtet waren. Meine Teilnahme an seinem Auszug war an diesem Tag spontan vor Ort zustande gekommen.

Meine anfängliche Irritation auf Enis' Umzugsfahrt eröffnet uns eine erste Annäherung an das Feld, das diese Studie aufspannt: Über Enis' Ausspruch, er würde nun »endlich zu meinen Freunden ziehen«, war ich zunächst verwundet. Im Laufe des Tages bekam ich aber eine Ahnung davon, was er hiermit wahrscheinlich gemeint hatte. In der Öffentlichkeit der Stadt, die im Begriff war, sein neues Zuhause zu werden, erkannte Enis umgehend einen anderen jungen Mann aus Syrien wieder. Im Inneren des Plattenbaus wurde außerdem sein ehemaliger Mitbewohner Sedat wie selbstverständlich auch sein neuer Nachbar. Der Umzug seines jüngeren Cousins Mervan hierher folgte nur wenige Wochen später. Es stellte sich mir heraus, dass die hellgraue Platte ein informeller regionaler Treffpunkt für eine Community von jungen (männlichen) Geflüchteten war, von denen viele wie Enis, Mervan und Sedat zuvor als unbegleitete Minderjährige in betreuten Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe im ländlichen Umland gelebt hatten. Mit ihrer Volljährigkeit fanden sie hier Seite an Seite ihre ersten eigenen Wohnungen in Deutschland. Fast genau ein Jahr nach Enis' Umzug und dem Ende des Forschungsprojektes, in dem ich angestellt war, kam ich hierher zurück, um vor Ort eine eigenständige ethnografische Feldforschung zum Zwecke meiner Promotion zu etablieren. Dabei

entwickelte ich zu zwei der jungen Männer besonders enge persönliche Beziehungen. Diese Studie ist der Aufarbeitung dieser beiden Beziehungen gewidmet.

(Hilfe-)Beziehungen nach dem »langen Sommer der Migration«

Beziehungen wie diejenigen, die ich in dieser Studie analysiere, waren im Nachgang des »langen Sommers der Migration« (Hess et al. 2016) vielerorts in Deutschland entstanden. Nachdem sich in den Jahren zuvor vornehmlich vereinzelte Gruppen, Initiativen und Einzelpersonen aus dem aktivistischen Umfeld den Belangen geflüchteter Menschen angenommen hatten (Schäfer 2022), nahmen zivilgesellschaftliche Akteur:innen in einer zuvor nicht dagewesenen Breite Kontakt mit Menschen wie Enis auf, um ihnen das »Ankommen« in Deutschland zu erleichtern (Kleist 2017; Vey 2019). Sogar von einer »deutschen Willkommenskultur« war in diesem Zusammenhang die Rede (Hamann & Karakayali 2016; Fleischmann & Steinhilper 2017; Dinkelaker, Huke & Tietje 2021; Sutter 2019). Auch ich war von den Ereignissen bewegt und wollte mit einer Promotionsforschung die neuen Lebensrealitäten junger geflüchteter Menschen in Deutschland besser verstehen und so einen eigenen Beitrag zu einer möglichen Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Teilhabe leisten.

Das hinter den zivilgesellschaftlichen Bestrebungen stehende Hilfeimperativ ist in der Folge breit und ambivalent in der Literatur diskutiert worden (Vey 2019; Tietje 2020; Kox & Staring 2022; Vandenvoort & Verschraegen 2019). Humanitäre Geflüchtetenhilfe, so eine prominente Kritik, könne ohne eine strukturelle Bearbeitung des zugrunde liegenden Missstands auch zu einer Stütze von Staatsversagen werden (van Dyk & Misbach 2016). Im Anschluss an Autor:innen wie Foucault (1991), Fassin (2012) und Ticktin (2011) sähe sich der Staat, indem er sich auf seine zivilgesellschaftlichen Helfer:innen verlasse, kaum herausgefordert, restriktive Politiken gegenüber geflüchteten Personen fallen zu lassen. Es sei vielmehr zu prüfen, ob Formen von Hilfe, die primär angetrieben waren durch eine Moral, »Gutes« zu tun (Nieswand 2021), zur Aufrechterhaltung einer Viktimisierung Geflüchteter führe, anstatt progressive Problemlösungen bereitzuhalten (Karakayali 2017; D'Agostino 2017). Parallel zur Hilfe kam es außerdem zu Ablehnungen geflüchteter Menschen aus der deutschen Gesellschaft und einer Vielzahl rechtsmotivierter Übergriffe und Proteste gegen Geflüchtetenunterkünfte. In den Jahren nach dem langen

Sommer der Migration ereigneten sich der rassistische Anschlag von Hanau und der Mord an Walter Lübke (Fouratan & Hensel 2020) – Ereignisse, die für Kontinuitäten rechten Terrors und behördlichen Versagens in Deutschland stehen (Quent 2016).

In jüngerer Zeit kam es auf dem unlängst polarisierten wie politisierten Feld der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenhilfe in der internationalen Community der Flucht- und Migrationsforschung zu einigen Neubewertungen, die vor allem das subversive Potential der Unterstützung herausstrichen (Artero 2022; Fontanari & Ambrosini 2018; Fleischmann 2020; de Jong and Ataç 2017; Della Porta 2018; Sandri 2017). Unabhängig davon, ob sich die Hilfetätigkeit dezidiert als politisch verstehen lasse oder nicht, sei sie es bereits, indem sie vielfach zu konkreten Verbesserungen der Lebenssituation geflüchteter Menschen auf lokaler Ebene geführt habe (Vandenvoort 2019; Dimitriadis & Ambrosini 2022; Fleischmann 2020). Grenzen zwischen ehrenamtlicher Hilfe und politischem Aktivismus würden dabei durchlässig und zunehmend ineinander verschwimmen (Fleischmann & Steinhilper 2017; Zamponi 2018).

Auffallender Klärungsbedarf besteht in der seit der damaligen »refugee reception crisis« (Rea et al. 2019) anhaltenden Debatte nach wie vor bezüglich des empirischen Charakters der ungleichen Beziehungen, die zwischen eingesessenen Helfer:innen und Geflüchteten entstanden waren. Wie Alisch und Westphahl betonten (2019: 102), lägen »zu der Frage, welche Art von Beziehungen zwischen Engagierten und Zugewanderten sich ergeben, [...] kaum wissenschaftliche Studien vor«. Tietje, Dinkelaker & Huke (2021: 8) zufolge galt es zwar als ausgemacht, dass in »Praktiken bei der Unterstützung im Alltag« eine »alltägliche Nähe zwischen Unterstützer:innen und Geflüchteten« hergestellt werden konnte und »soziale Beziehungen« entstanden, »deren emotionaler Gehalt weit über rechtlich festgelegte Notwendigkeiten hinausreichte«. Allerdings folgten diesem Umstand bisher kaum tiefergehende Analysen des Innenlebens von Beziehungen, vielmehr wurden sie zumeist deskriptiv im Hinblick auf die ihnen eingeschriebenen strukturellen (Macht-)Asymmetrien beschrieben und auf deren Potenziale für politische Veränderungs- und Solidarisierungsprozesse abgestellt (Brandmaier 2019; Tietje, Dinkelaker & Huke 2021).¹

1 Als Ausnahmen könnten wir Gauditz' (2017, 2022) Analysen im Bereich Aktivismus sowie Schmitt (2020) und Wienforth (2019) in ihren Arbeiten über die Beziehungen Geflüchteter mit pädagogischen Fachkräften betrachten.

In dieser Studie interessiere ich mich für den emotionalen Gehalt und die offene empirische Gestalt von Beziehungen an und für sich genommen: Wie wurden sie konkret gelebt? Welche Form nahm der emotionale Austausch an? Welche Rolle spielten persönliche Ressourcen ebenso wie Grenzen und Limits? Wie war es um Augenhöhe, gegenseitige Empathie, Freundschaft und Solidarität bestellt? Wie wurden die vielfältig bestehenden strukturellen Ungleichheiten adressiert und ausgehandelt? In Anbetracht der aufrechterhaltenen und sich immer wieder neu dynamisierenden globalen Notwendigkeiten von Flucht und Migration ist es eine wichtige Aufgabe qualitativer Sozialforschung, einen verstehenden Zugang zu Fragen nach den Beziehungskonstellationen zwischen Geflüchteten und einheimischen Helfer:innen bereitzuhalten. Diese Studie fasst es als eine empirisch zu klärende Frage auf, was solche Beziehungen ausmachen. Mein Ziel ist es, zwei Fallgeschichten von Beziehungen, die im Nachgang des langen Sommers der Migration entstanden sind, von innen heraus zu erschließen. Die Hilfe in diesen Fällen war eine besondere, da beidseitige. Es handelte sich um Forschungsbeziehungen, die ich zum Zwecke meiner Promotion eingegangen war, mir wurde demnach wesentlich vonseiten der Geflüchteten bei der Durchführung meines Projekts geholfen.

Über die Situiertheit des Wissens

Die empirische Grundlage meiner Analyse von Beziehungen ist eine Feldforschung, die ich in den Jahren zwischen 2017 und 2021 vor dem geschilderten Panorama durchgeführt habe. Ich untersuche meine Beziehungen zu Enis' Cousin Mervan (*Teil II*) und zu einem jungen Mann namens Musa (*Teil III*) – beide wie Enis unbegleitet im Zuge des Sommers 2015 aus Syrien nach Deutschland geflüchtet. Um den Innenblick in diese zwei Beziehungen zu erarbeiten, nutzte ich in besonderem Maße die Ethnografie samt ihren Möglichkeiten, eine unmittelbare Nähe zum untersuchten Feld herzustellen (*Teil I*). In meinem Fall näherte sich die ethnografische Perspektive so weit ihrem Untersuchungsgegenstand (eigenen Beziehungen) an, dass beide in eins fielen, was einige Komplikationen nach sich zog. Nur ein starkes Moment der Reflexivität² gewährleistete, dass ich eine angemessene analytische Distanz

2 Im Lateinischen bedeutet *reflectere* so viel wie »zurückwenden«, »rückwärts beziehen«. In Abgrenzung zum Positivismus können wir Reflexivität als »methodologi-

zu den von mir selbst gelebten Beziehungen einnehmen konnte. Die reflexive Fundierung dieser Studie entwickelte ich im Zusammenspiel mit der Ethnopschoanalyse (*Kapitel 2*). Die Ethnopschoanalyse erhebt die gefühlsmäßigen Antworten der Forscherin bezüglich der Menschen in ihrem Feld zu einem produktiven Datum (Devereux 1967). Für mich stellte sie eine gute Möglichkeit dar, den gesteigerten Anforderungen an analytisch-reflexiver Distanz in meinem Projekt gerecht zu werden und gleichzeitig mein affektiv-sinnliches Wahrnehmungsrepertoire zur Durchdringung derselbigen Beziehungen zu nutzen.

Mit diesem Ansatz folgte diese Studie auf seine eigene Weise der »reflexiven Wende« der Migrationsforschung (Nieswand & Drotbohm 2014), so wie diese, Ausgang nehmend von den Kritiken des »methodologischen Nationalismus« (Wimmer & Glick Schiller 2003), neue Räume schafft für Analysen »postmigrantischer Verhältnisse«, in denen »alle zu ›Betroffenen‹ der Migration und zu Gestalter:innen der dadurch konstituierten Verhältnisse erklärt [werden]« (Bojadžijev & Römhild 2014: 18–19).³

Mein Hauptaugenmerk lag in diesem Zusammenhang darauf, über Beziehungen zu forschen. Diese waren gerahmt von einer Realität, die Musa (geboren 1993 in Syrien), Mervan (geboren 1999 in Syrien) und mich (geboren 1988 in Deutschland) ungleich im Gefüge der deutschen Gesellschaft positionierte. Die Frage nach einem deutschen Pass trennte und privilegierte mich als Einheimischer ihnen gegenüber, der nicht von Ungleichheitsideologien wie Rassismus betroffen war. Ich musste mir daher Gedanken über die Perspektive meiner reflexiven Beziehungsanalysen besonders im Hinblick auf deren Ausparungen und Machteinlagerungen machen.

Zunächst versuchte ich, mir bewusst zu halten, dass Ethnograf:innen Geschichten erzählen (van Maanen 1988) und auch ich mit diesem Text eine »starke« Geschichte erzählte – meine Geschichte der Beziehungen. Das Unbehag-

sches Kernkonzept« (Langenohl 2009) wissenschaftlicher Selbstbeobachtung verstehen (Woolgar 1988).

- 3 Mit der »postmigrantischen Gesellschaft« (Yildiz & Hill 2014; Foroutan et al. 2018) – und der »Migrationsgesellschaft« bei Paul Mecheril (2004) – liegen zeitdiagnostische Konzepte vor, die darauf verweisen, dass Migration unlängst kennzeichnend für die deutsche Gesellschaft ist. Der Exzeptionalismus des Migrationsphänomens wird mit ihnen aufgehoben. Mit Janine Dahinden (2016) wird an dieser Stelle vielmehr ein Programm greifbar, das auf eine »De-Migrantisierung« der Migrationsforschung hinarbeitet, um gleichsam die allgemeine sozialwissenschaftliche Perspektive zu »migrantisieren«.

liche machte dabei aus, dass diese nur von meiner Seite aus »erzählt« wird, während die andere Seite nicht im gleichen Umfang repräsentiert ist. Was sagen die beiden anderen Protagonisten Mervan und Musa zu den Beziehungsanalysen, die ich mit diesem Text vorlege? Sie antworteten mir (noch) nicht auf das, was ich im Folgenden über diese Beziehungen vorbringen werde. Ich legte ihnen meine Analysen bisher weder vor, noch verschrieb ich mich einer »partizipativen Methodologie« im engeren Sinne (Bergold & Thomas 2012; von Unger 2014). Einzig verabredete ich mit beiden, dass sie mein späteres »Buch« lesen würden, sofern und sobald dies erscheint. Sehr wohl handelte ich mit ihnen im Feld gemeinsam aus, was für Beziehungen wir führten, was sie über mich und »uns« dachten, was es insbesondere mit ihnen machte, dass ich ein Buch hierüber schrieb und die Beziehungen initial zum Zwecke meiner Promotion eingegangen war. Wie sich zeigte, wollten mich beide bei meinem Vorhaben ausdrücklich unterstützen. Mit der sich hieran anschließenden Frage, welche Formen des »Gebens und Nehmens« sich in diesen Beziehungen (nicht) wiederfinden ließen, habe ich mich an anderer Stelle außerdem bereits auseinandergesetzt (Zalewski 2022b). Doch auch wenn ich mir dies und mehr vor Augen halte – dass ich auf jene offenen zwischenmenschlichen Aushandlungen fokussierte (*Kapitel 5*), zum Ausdruck brachte, wie sich mir ihre starken (Gegen-)Stimmen empirisch teilweise so übermächtig aufdrängten, dass ich nur noch in Form von Rückzug und Kränkung reagieren konnte (*Kapitel 4* und *6*) –, ließ sich eine Unwucht und Unbehaglichkeit bezüglich der möglichen Einseitigkeit meiner Beziehungsanalyse fürs Erste nicht einfach ausräumen.

Das Dilemma musste ich vielmehr auch auf der Ebene der textlichen Darstellung meiner Analysen adressieren (siehe hierzu detailliert *Kapitel 2.5*). Ich wählte die Ich-Form, da sie mir am geeignetsten dafür erschien, altbekannte Probleme ethnografischer Repräsentationsautorität zu hinterfragen (Clifford & Marcus 1986). Ich wollte hiermit dem Umstand Rechnung tragen, dass ethnografische Forschungsbeziehungen in die Geschichte hegemonialer Machtverhältnisse eingebettet sind und mich nicht eines überkommenen Realismus bemächtigen, indem das »Ich« des Ethnografen im Text verschwindet, der ungebrochene ethnografische Autorität verbürgt. Gleichzeitig war die Ich-Erzählstimme dieses Textes sehr stark. Sie vermochte meine Perspektive zwar jederzeit zu markieren und so zu verhindern, dass ich hinter den ethnografischen Realismus zurückfiel, löste aber die Problematik ethnografischer Autorität nicht einfach auf, drohte sie vielmehr über eine Hintertür wieder einzuführen: Mir als starkem Ich-Erzähler die Analyse von Beziehung anzuvertrauen, führte mich zu der Frage, wie ich mit dieser Verantwortung (Macht)

gut – d.h. immer auch im Sinne von »ethisch« – umgehen konnte, und legte mir erneut die Herausforderung vor, nicht in einen tendenziell autoritären Gestus zu verfallen.

Aus den benannten Gründen ist mir daher wichtig, vorab eines festzustellen: Dieser Text spiegelt die Analyse von Beziehung aus der Perspektive wider, so wie ich diese Beziehungen gelebt, erlebt und sie mir analytisch aneignet habe. Ich selbst war ein Teil der Beziehungen, die ich mit diesem Text besser verstehen möchte. Ich kann daher weder für den anderen – oder: die subalterne Position (Spivak 2008) – sprechen, noch mich an den unmarkierten Standpunkt begeben, der kein »Ich« kennt. Im Gegenteil: »Every view is a view from somewhere and every act of speaking a speaking from somewhere.« (Abu-Lughod 1991: 468) Halten wir uns dies vor Augen, so wendet dieser Text gerade nicht jenen »göttlichen Trick« an, von einem unmarkierten universellen Standpunkt aus letztinstanzlich zu klären, was für Beziehungen wir hier vorfinden (Haraway 1995: 84). In diesem Text hat vielmehr das »Universelle [...] dem Kontextbezogenen, Lokalen Platz gemacht« (Mitchell 2008), anstatt mich herauszunehmen, versuche ich mich zu positionieren. Das heißt nicht, dass ich die Perspektive dieses Textes identitär verengen möchte. In Anlehnung an Donna Haraways (1995) Konzept des »situierten Wissens« geht es mir vielmehr um die Betonung der Partialität meiner Perspektive:

»Es gibt keine Möglichkeit, an allen Positionen zugleich oder zur Gänze an einer einzigen, privilegierten (unterdrückten) Position zu ›sein‹, die durch Gender, Rasse, Nation und Klasse strukturiert wird. Die Suche nach einer solchen ›vollständigen‹ und absoluten Position ist die Suche nach dem fetischisierten, vollkommenen Subjekt.« (Haraway 1995: 86)

Demzufolge gibt es keine ambivalenzfreien Positionen, stattdessen können aber positionierte wissenschaftliche Analysen der Eingebundenheit der Forscher:innen in die Welten, die sie untersuchen, Rechnung tragen. In Anlehnung daran möchte ich weniger eine Totalität, sondern Annäherungen an verschiedene Schichten und Dynamiken der portraitierten Beziehungen ermöglichen über den Nachvollzug meiner markierten Perspektive – wohl wissend, dass sich einzelne Aspekte der Beziehungen nicht zwingend in ein widerspruchsfreies abgeschlossenes Ganze fügen werden.

Positionierung »impliziert Verantwortlichkeit für die Praktiken, die uns Macht verleihen« (Haraway 1995: 87). Ich alleine verantworte die Perspektive dieses Textes, was bedeutet, dass ich mich für sie zur Rechenschaft ziehen las-

sen kann – »accountable« im Sinne der von Haraway (1995) vorgeschlagenen Ethik bin. Anspruch auf die Objektivität meiner Geschichte erhebe ich nicht in dem Sinne, dass diese die einzig »richtige« Version darstellt, insofern aus ihr meine Subjektivität getilgt wäre, sondern ich beschreite geradezu den umgekehrten Weg. Über die Anerkennung meiner Subjektivität in dieser Forschung verbürge ich Objektivität, über die »Verortung und Verkörperung von Wissen und gegen verschiedene Formen nicht lokalisierbarer und damit verantwortungsloser Erkenntnisansprüche, wobei verantwortungslos hier heißt, nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können« (Haraway 1995: 83). Die Rekonstruktion der Situiertheit – d.h. mithin der Bedingungen – meines Wissens ist für diese Studie demnach unumgänglich, womit ich den Begriff des situierten Wissens an Bourdieu (1993) anschlussfähig machen möchte, der im Sinne der Reflexivität für die Notwendigkeit eines Verstehens des eigenen wissenschaftlichen Verstehens plädierte.

(K)eine eigene Geschichte der Flucht

Um die Situiertheit des Wissens dieser Studie konkret werden zu lassen, scheint es mir angezeigt, es in seinem grundsätzlichen Verhältnis zum Themenkomplex Flucht und Migration einfürend zu bestimmen. Dabei halte ich es für ein durchaus unwägbares Unterfangen, im Vorhinein vorauszuschicken, von welcher Position aus sich eine Forschung ihrem Gegenstand nähert, wenn dies nur einem einmaligen Bekenntnis gleichkommt und mit ausbleibenden Konsequenzen mithin wieder verpufft (Ahmed 2004). Für effektvoller im Sinne des situierten Wissens halte ich das Vorgehen, eigene Positionalitäten so aufzugreifen, wie die Empirie es vorgibt. Ich möchte in den nachfolgenden Kapiteln aufzeigen, wie sich meine (Nicht-)Betroffenheit als »partiale Perspektive« aus der jeweiligen Beziehungsdynamik heraus zeigt – und dennoch: Folgende (biografische) Aspekte scheinen mir bereits einfürend bedenkenswert, auch weil ich selbst nicht vollumfänglich darüber aufklären kann, inwiefern sie ihre eigene Kraft auf dieses Forschungsprojekt entfalteten.

2014 begann ich mit einer ersten inhaltlichen Auseinandersetzung zu den Themen Flucht und Migration als Student in einer kleinen lokal organisierten und antirassistisch ausgerichteten Gruppe. Mit anderen ebenfalls studentischen Mitstreiter:innen galt unser »Aktivismus« Themen wie der menschengerechten Unterbringung von Menschen nach der Flucht und dem

Stopp von Abschiebungen geflüchteter Menschen in als sog. »sichere Herkunftsländer« deklarierte Länder wie Afghanistan. In diesem Zusammenhang entwickelte ich einen ersten persönlichen Kontakt zu Geflüchteten, die sich unabhängig als Zusammenschluss von Betroffenen in einem Verein organisierten. Sie betrieben ein Internet-Café in einer Gemeinschaftsunterkunft, in dessen Räumlichkeiten ich die Gruppe in den darauffolgenden drei Jahren als ehrenamtlicher Helfer und deutscher Muttersprachler bei einer Hausaufgabenhilfe unterstützte. Im Jahr 2016 entstand in diesem Feld meine Masterarbeit über Exklusionserfahrungen geflüchteter Menschen aus Kamerun (Zalewski 2017; siehe auch Zalewski 2018). Nach meiner Masterarbeit war ich glücklich, eine Anstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem partizipativen Forschungsprojekt zur Unterbringungssituation von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in der stationären Kinder- und Jugendhilfe zu erhalten und weiter zum Thema arbeiten zu können (Thomas, Sauer & Zalewski 2018; Sauer, Thomas & Zalewski 2018; Mohammed et al. 2019). Aus diesem Forschungskontext stellte ich 2017 den Feldkontakt zu dieser Promotionsstudie her (*Prolog*). Ich habe demnach Perspektiven des Aktivismus, des ehrenamtlichen Helfens und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zum Themenkomplex Flucht und Migration bereits vor der Arbeit an dieser Studie kennengelernt. Dies erscheint mir insofern relevant, da verschiedene Perspektiven (Aktivismus, Ehrenamt, Wissenschaft) die Beziehungsgestaltungen mit geflüchteten Personen auf unterschiedliche Art und Weise prägen können. Es wird im Folgenden wichtig werden, diese auseinanderzuhalten und situativ unterscheiden zu können, wann ich in den Beziehungen primär als forschender Ethnograf, wann als ehrenamtlicher Helfer, wann mitunter auch als jemand, der politische Verhältnisse kritisierte, in Erscheinung trat – und was es darüber hinaus für mich an Rollen und Aspekten in den Beziehungen zu entdecken gab.

Undurchsichtiger und zugleich persönlicher erscheint mir die historische Situiertheit im Konnex von Vertreibung und Flucht, auf die meine Familiengeschichte verweist. Meine Großmutter (geboren 1927 im damaligen Polen) war ein Jahr älter als Mervan, als sie sich mit 17 Jahren ohne Eltern auf der Flucht nach Deutschland befand. Im Nachkriegsdeutschland traf sie meinen Großvater, mit dem sie den Verlust des eigenen Zuhauses teilte. Ich habe eine lange Zeit überlegt, inwiefern dieser Familienhintergrund Einfluss auf meine Haltung in dieser Forschung genommen hat, sodass ich ihn im Rahmen der reflek-

tierten Subjektivität meiner positionierten Analyse aufgreifen sollte.⁴ Je länger ich forschte, desto mehr drängte er sich mir auf. Ich glaube, dass auch er zur positionierten Analyse dieser Studie dazugehört, wenn wir meine Beziehungsgestaltungen im Rahmen dieser Studie entlang folgender Debatte kritisch prüfen.

Mit Blick auf den langen Sommer der Migration wurde sehr lebendig über Vergleichbarkeiten und Grenzen verschiedener historischer Erfahrungen von Flucht, Migration und Vertreibung wie der von 1945 und 2015 diskutiert (Beer 2016; Eisch-Angus 2018; Karakayali 2017; Kossert 2020; Scholz 2020).⁵ Bezogen auf die ehrenamtliche Geflüchtetenhilfe hatte der Migrationsforscher Serhat Karakayali (2017) darauf verwiesen, dass ein »Vertriebenenhintergrund« in der eigenen Familie »vererbt« werden könne und komplexe Motivlagen, Prädispositionen und Sensibilitäten in Bezug auf die Hilfe von Menschen in gegenwärtigen Flucht- und Migrationsbewegungen schaffe – ein Argument, das auf die Annahme einer familialen Weitergabe von Erfahrungen und Traumata über die Generationen hinweg zurückgreift (Demuth 2021; Dekel & Goldbach 2008; Fromm 2012; King 2016, 2018). Über das Thema Flucht und Vertreibung in der eigenen (und kollektiven) deutschen Geschichte wurde allerdings lange Zeit nicht gesprochen, die dazugehörigen Emotionen vielmehr auf Abstand gehalten (Mitscherlich & Mitscherlich 1967).⁶ Laut der Ethnopschoanalytikerin Katharina Eisch-Angus (2018) kam es während des langen Sommers der Migration womöglich zu einer Art gerichteten Aufarbeitung der nachfolgenden Generationen. In ihren Versuchen, zu »verstehen«, ginge es um ein »Bewältigen der eigenen Gegenwart«, im Rahmen dessen »das Ankommen und Sich-Einleben der heutigen Flüchtlinge eine beträchtliche Rolle spielt« (Eisch-Angus 2018: 233). Karakayali (2017: 43) gibt weiter zu bedenken: »Möglicherweise sind nun die syrischen Flüchtlinge ein Medium dieser Aufarbeitung.«

4 Studien beziffern einen Familienhintergrund der Flucht und Vertreibung in der deutschen Nachkriegsgesellschaft auf zwischen 20 und 30 Prozent (Karakayali 2017: 45).

5 In Anlehnung an Michael Rothberg (2009) ist hierzu auch das Konzept der »multidirectional memory« zu beachten. Kritisch hinterfragt werden sollte dabei, inwiefern Vergleiche dazu ermuntern, individuelle Migrationserfahrungen vorschnell einzuebnen (Beer 2016). »Böhmen, Pommern, Syrien« – so suggestiv, wie Kossert (2015) einen Leitartikel in einer großen deutschen Wochenzeitung betitelte, möchte ich es an dieser Stelle nicht verstehen.

6 Hinzu kommt, dass es ein politisch umkämpftes, heikles Thema war und ist (Hahn & Hahn 2010).

Meine Großeltern starben vor meiner Geburt, bevor es eine Möglichkeit gab, mit ihnen zu sprechen, in dritter Generation weiß ich nur sehr wenig über die damaligen Umstände. Wir wissen allerdings bereits, dass ich einen Forschungsfokus wählte auf die emotionale Innenansicht der Beziehungen mit jungen Menschen nach ihrer unbegleiteten Flucht. Im Rahmen des Verstehens meines wissenschaftlichen Verstehens möchte ich nicht darüber hinweggehen, dass ich eigene familiäre Verstrickungen, vielleicht sogar gute Gründe für diese spezifische Perspektivierung mitbrachte. Meine Familiengeschichte könnten wir als einen Auftrag – eine tiefer verinnerlichte Motivation – zu helfen betrachten. Sie war ein Nährboden, auf den die einsetzenden Beziehungsdynamiken mit Mervan und Musa fielen. Auch dieser Eigenanteil könnte mich dazu angetrieben haben, mich besonders gefügig auf mein Gegenüber einzulassen (*Kapitel 5*), ihm emotional bedingungslos zur Verfügung zu stehen (*Kapitel 3*), mein Gegenüber umfassend kennenlernen zu wollen.

»Die Nachkommen der Vertriebenen stellen gewissermaßen eine Synthese zweier Gruppen dar, die in der Vergangenheit einander eher ablehnend gegenüberstanden, einerseits als Flüchtlinge und andererseits als Vertreter der Aufnahmegesellschaft. Die Aufforderung, den Flüchtlingen von heute Empathie entgegenzubringen, baut auf dieser Synthese auf.« (Karakayali 2017: 48)

Meine partiale Perspektive war demzufolge nicht nur in grundlegender Weise die privilegierte Seite der fokussierten Beziehungen als die des (cis-)männlich etablierten *weißen* Akteurs, des Wissenschaftlers »im Werden« der Mehrheitsgesellschaft mit deutschem Pass, sondern auch eine, bei der im Kontakt mit Musa und Mervan Eigenes und unverstanden Gebliebenes berührt wurde. Mit der persönlichen Verstrickung mit meinem Feld nahm ich eine spezifisch situierte Perspektive ein, die mir zu Beginn dieser Forschung nicht in Gänze und insbesondere nicht im Hinblick auf ihre Konsequenzen bewusst war. Erst die eingehende Analyse der Beziehungen mit Musa und Mervan wiesen mich auf eine Art emphatischen Überschuss in meiner Beziehungsgestaltung hin. Ich zog es in Betracht, dass ich einen ureigenen Wunsch in dieses Projekt einbrachte, Mervan und Musa »Empathie entgegenzubringen«. Zu meiner Aufgabe wird es, in den nachfolgenden Kapiteln aufzuzeigen, wie sich dies empirisch darstellte.

Aufbau und Struktur der Studie

Meine Studie habe ich in drei Teile im Umfang von je zwei Kapiteln untergliedert, um wie folgt eine Erschließung meiner Beziehungen zu Mervan und Musa zu versuchen: Im *ersten Teil* bereite ich meine Beziehungsanalysen vor, wobei dieser Part zugleich die starke Prozessualität der Studie dokumentiert. Mit meinem *Zugang zum Feld* zeichne ich zunächst die Entwicklung meiner analytischen Fokussierungsrichtung nach und lege somit reflexiv die Genese dieser Arbeit in ihrem Fokus auf die Beziehungsdimension offen (*Kapitel 1*). Hernach buchstabiere ich die methodologischen Grundlagen meines Forschungsprogramms aus (*Kapitel 2*). Mein zentrales methodologisches Argument verdichte ich im *ethnopschoanalytischen Ansatz* dieser Studie entlang einer Aufhebung der Trennung in Subjekt und Objekt der Forschung. Ich fundiere eine »starke Reflexivität« bezüglich meiner Emotionen im Feld und wende diese gleichsam in situierten Zwischenräumen der Beziehungen an. Außerdem beschreibe ich konkrete methodische Techniken, Verfahren und Strategien, mit denen ich an unterschiedlichen Etappen meines Forschungsprozesses gearbeitet habe.

Der *zweite Teil* meiner Studie umfasst die Analyse meiner Beziehung zu Mervan. Ich beginne damit aufzuzeigen, wie sich unsere Beziehung entlang eines *Spiegelns* in ihren Asymmetrien etablierte und festigte (*Kapitel 3*). Die Beziehungsdynamiken mit Mervan verfolge ich anschließend im gemeinsamen *Spielen* weiter, das für erhebliche Verschiebungen und Transformationen in unserer Beziehung sorgte (*Kapitel 4*).

Die Beziehung zwischen Musa und mir handele ich im *dritten Teil* dieser Studie ab. Zunächst widme ich mich dem Topos des *Gebens und Nehmens*, wobei ich aufzeige, welchen Stellenwert diese Promotionsforschung für die Beziehung besaß (*Kapitel 5*). Ich begeben mich sodann abermals auf einen Weg der starken Veränderung der Beziehung, dies verdichtet in einem Prozess des *Trauerns* (*Kapitel 6*). In meinem *Schluss* denke ich entlang des Motivs des *Coming of Age* über das Ende der Beziehungen und dieser Forschung nach.